

Schreibwettbewerb der Stadtbücherei Spittal

Wenn du nichts mehr hast, hast du auch nichts zu verlieren

(original: „when you ain't got nothing, you got nothing to lose“ aus dem Lied „Like A Rolling Stone“ von Bob Dylan)

Eine Kurzgeschichte von Philipp Pöllinger

Für Albert bedeutete die Zukunft stets Hoffnung und die Hoffnung wiederum galt in seinen Augen als Schlüssel zur Zukunft. Solange er in diesem Licht der Hoffnung erstrahlte, konnte er Glück empfinden; solange er Glück empfand, hatte er einen Grund zu leben, die Zukunft willkommen zu heißen. Doch mit der Zeit erkannte er, dass das Glück nichts weiter als eine Illusion war, ein verführerisches Trugbild, der verzweifelte Versuch in dieser Welt etwas zu finden, das den Sinn gab. Hinter dieser Maske des Glücks offenbarte sich nur Leid und Traurigkeit und das war alles, was am Ende übrig blieb.

Albert ging im Stadtpark spazieren. Er liebte diesen Ort. Vielleicht war er sogar das Einzige, was Albert in dieser Welt noch liebte. Die hohen alten Bäume, die Wiesen voller Blumen und der kleine Teich in der Mitte des Parks gaben ihm das Gefühl von Geborgenheit. Es wirkte fast so, als würde hier die Zeit stillstehen. Alles blieb unverändert, obwohl sich in Wirklichkeit natürlich alles veränderte. Der Park war das kleine Stückchen Paradies in einer Stadt, in einem Land, in einer Welt, die schlimmer als die Hölle war.

Albert setzte sich auf eine Bank und genehmigte sich einen Schluck aus seiner Wodkaflasche. Sonnenstrahlen fielen auf seine Haut. Sie tauten die Kälte in seinem Inneren ein wenig auf. Die Vorbeigehenden musterten ihn mit missbilligenden Blicken. Albert war es gewohnt diese zu ertragen und vor allem zu ignorieren. Er wusste, dass er keinen allzu gepflegten Eindruck machte. Die dreckige Hose, die viel zu kleine Jacke, das fettige Haar und auch sein Körpergeruch trugen nicht unbedingt zu einem ansprechenden Äußeren bei. Albert war Abschaum, stand ganz unten auf der sozialen Leiter, wurde behandelt wie Abfall, den dieses System vermehrt hervorbrachte. Er hatte sich damit abgefunden, war beinahe stolz auf sich, denn wenn man nichts mehr hat, hat man auch nichts zu verlieren und diese Tatsache gab ihm eine Stärke, die niemand sonst aufbringen konnte.

Bei manchen Menschen hatte Albert hingegen das Gefühl, dass sie ihn für sein jämmerliches Dasein bemitleideten, doch Albert beneidete die Menschen, denen es auf den ersten Blick besser zu scheinen ging als ihm, keineswegs. Sie waren für ihn leblose Hüllen, einst in der Lage zu träumen, zu leben, zu lieben, vergiftet durch die Denkweise, die der Kapitalismus ihnen eingebrannt hatte und hässliche Narben hinterließ. In ihren Köpfen manifestierten sich Neid, Gier und Konkurrenzkampf als Ideale, ihre Hände verrichteten Tätigkeiten nicht um der Tätigkeiten's Willen, sondern lediglich des Geldes wegen und ihre Herzen wurden soweit verstümmelt, dass sie verlernten zu lieben. Albert war es, der sie nur bemitleiden konnte und insgeheim war er froh, dass er diesen Qualen für einen hohen Preis entkommen war.

Albert setzte die Wodkaflasche erneut an seine Lippen und verfluchte seinen Vater dafür, dass er immer getrunken hatte. Er stand auf und machte sich auf den Weg Richtung U-Bahn-Station. Das Gehen fiel ihm schon recht schwer. Er blickte ein letztes Mal zurück ins Paradies und torkelte dann der Hölle entgegen. Außerhalb des Parks erschien Albert die Welt kalt und trostlos. Zu beiden Seiten der Straße ragten unfreundliche Betonbauten in die Höhe. Es waren die Art von Häusern, die einem zwar ein Dach über dem Kopf gaben, aber kein Zuhause boten. Die Menschen in diesen Häusern litten unter Dauerstress,

hatten Angst von Maschinen ersetzt zu werden, taten alles, um nicht als überflüssig zu gelten. Die Digitalisierung machte ihnen zu schaffen und sie wurden ständig überwacht. Unter dem Vorwand für Sicherheit zu sorgen, standen der Regierung seit einigen Jahren alle Daten und Echtzeitaufnahmen ihrer BürgerInnen zur Verfügung. Die Regierung fühlte sich mächtig, obwohl sie in Wirklichkeit für Großkonzerne, Milliardäre und Internetgiganten in ihrem weltweiten Schachspiel nur den Wert eines Bauern hatte. Gefangen in diesem Spiel wurde die Bekämpfung des Klimawandels unter dem Vermerk „unwichtig“ auf später vertagt. Da der Klimawandel nicht verlangsamt wurde, waren Millionen von Menschen auf der Flucht, weil ihre Heimat unbewohnbar geworden ist. Die Regierung schloss die Grenzen und glaubte ernsthaft, dass ein paar Zäune Menschen, die alles verloren hatten, aufhalten würden. Der eigenen Bevölkerung ging es auch stetig schlechter. Immer mehr Menschen wurden arbeitslos, doch die konservativen Kräfte verhinderten die Einführung eines bedingungslosen Grundeinkommens vehement. Die Ungleichheit der Chancen war nicht mehr zu übersehen, die wütenden und enttäuschten Menschen kaum noch zu besänftigen. Man könnte meinen, wir hätten nichts von Orwell, Huxley und Snowden gelernt. Die Menschen waren Egoisten, die böse Dinge taten, weil sie sie für die Guten hielten. Sie verlernten Glück zu erkennen, Empathie zu empfinden. Sie waren wie Schiffe auf hoher See, die nicht wussten, welchen Hafen sie ansteuern sollten und sich so selbst dazu verdamnten bis in alle Ewigkeit am Meer umherzuirren.

Die Wodkaflasche war mittlerweile zur Hälfte geleert und Albert hatte Tränen in den Augen. Er stammelte unaufhörlich die Worte „Wie konnte es nur so weit kommen? Was haben wir bloß getan? Wie konnte es nur so weit kommen? Was haben wir bloß getan“ vor sich hin. Mit jedem Schritt kamen neue schreckliche Erinnerungen in ihm hoch. Die Insolvenz seines Autokonzerns, die Scheidung von seiner Frau, der Tod seines Sohnes, der von einem selbstfahrenden Auto überfahren wurde, der Rausschmiss aus seiner luxuriösen Wohnung, sein Dasein als Bettler und Obdachloser. Albert hatte das nicht verdient. Er war kein schlechter Mensch. Warum hört der Schmerz nie auf? Warum musste das Opfer für den Fortschritt so hoch sein? Warum hielt man nie inne, um zur Besinnung zu kommen? Und da fiel Albert plötzlich das Corona-Jahr 2020 ein.

Zu dieser Zeit war er selbst noch ein Jugendlicher. Er wusste damals nicht, ob er diese Zeit hassen oder aber dafür dankbar sein sollte; nur eins wusste er gewiss: Diese Zeit hätte der Menschheit die Augen öffnen können. Wir hätten einen anderen Weg einschlagen können. Wir hätten den Kapitalismus humanisieren können. Wir hätten von einer globalisierten Welt zurück zum Nationalstaat finden können. Wir hätten die Produktion wieder ins eigene Land holen können. Wir hätten den Klimawandel verlangsamen können. Wir hätten für mehr Gerechtigkeit sorgen können. Wir hätten die Welt verbessern können. Doch nichts davon geschah.

Albert hinterfragte in dieser Zeit mehr denn je die Regierung und vor allem die Medien, die versuchten uns allen Angst einzujagen. Er verabscheute das Home Schooling, konnte die Abgeschiedenheit nicht ertragen. Er verstand auch die Sinnhaftigkeit gewisser Maßnahmen nicht einmal annähernd. Die Regierung konnte sich glücklich schätzen, dass die Maßnahmen von den meisten Menschen akzeptiert wurden und die meisten Regelungen auch eingehalten worden sind. Fasziniert war Albert von dem Zusammenhalt der Gesellschaft, denn dass man die älteren und schwächeren Menschen schützt ist zwar selbstverständlich, doch dass man das Wohl des Individuums dem des Kollektivs deshalb unterordnet und demnach die Masse Opfer für die Minderheit brachte ohne größere Proteste, fand Albert sehr bewundernswert.

Von diesem Zusammenhalt war im Jahr 2040 nichts mehr zu spüren. Es war nahezu paradox, dass Albert in einer Millionenstadt lebte und dennoch die Einsamkeit seine einzige Bekanntschaft war. Auf der Straße grüßte man sich nicht, man sah sich nicht gegenseitig in die Augen und man zeigte nicht, dass man überhaupt Notiz von all den Anderen nahm. Seit Albert die Straßen dieser Stadt sein Zuhause nannte, hatte er begonnen zu überlegen, was all diese Menschen antrieb, was sie glücklich machte, was ihnen den Sinn gab, warum sie an eine Zukunft glaubten. Er hatte noch keine Antwort finden können. Die Wodkaflasche war fast leer und es waren nur noch wenige Meter bis zur U-Bahn-Station. Albert musste sich an den Häuserwänden festhalten, um noch gehen zu können. Er fragte sich, ob das Leben die Mühe gelebt zu werden überhaupt wert war. Es ließ sich doch sowieso kein Sinn darin finden. Das, was unsere Welt im Innersten zusammenhielt waren Lügen. Der Staat, die Religion, das Geld waren alles bloß Produkte unserer Phantasie, glücklich war man nur aus Mangel an Informationen, Hoffnung hatte man bloß, um an eine schöne Zukunft glauben zu können. Vielleicht bestand der Sinn nur darin, zu lieben und wiederum geliebt zu werden, doch wenn ein Mensch nichts mehr hatte, dass er lieben konnte und er niemanden mehr hatte, der ihn liebte, war sein Leben überflüssig. Albert ging die Stufen zur U-Bahn-Station hinab. Die nächste Bahn kam in zwei Minuten. All die Menschen hier sahen furchtbar gestresst aus. Niemand hatte ein Lächeln im Gesicht. Sie wirkten irgendwie müde. Albert verstand nicht, wie man so leben konnte, doch plötzlich überfiel ihn die furchtbare Erkenntnis, dass vielleicht nur er die Menschen so sah, so sehen wollte. Vielleicht waren sie ja glücklich, opferten sich gerne für ihren Job auf, waren müde, weil sie in der Nacht auf einem Date waren oder ihre Kinder abends wieder einmal nicht einschlafen konnten. Vielleicht mochten sie ja - im Gegensatz zu Albert - diese Zukunft.

Albert nahm den letzten Schluck aus seiner Flasche. Er stellte sie neben sich auf den Boden und hörte eine Stimme aus der Lautsprecheranlage das Eintreffen der U-Bahn ankündigen. Albert sah schon die Lichter am Ende des Tunnels aufleuchten. Er taumelte kurz, atmete tief durch, dachte einen Moment lang an den Park, machte vier schnelle Schritte und warf sich vor die U-Bahn.